über zweier prächtiger Arten des Albatros. So zahlreich war eine dieser Arten, die man nach dem Eiland den Laysan-Albatros nannte, daß man an Besitzmunken weiten Plätzen der Insel keinen Fuß niedersetzen konnte, ohne auf diese Vögel zu stoßen. Im Jahre 1909 rüstete nun ein Europäer von Honolulu eine Expedition aus, auf der ihn 23 japanische Arbeiter begleiteten, um die Federn der Tiere zu sichern. Er verwandelte die idyllische Insel in ein grausiges Schlachthaus, und als einige Monate später der Zoologieprofessor William Alanson Bryan im Auftrage der Vereinigten Staaten die Insel besuchte, fand er, daß über 300000 brütende Vögel getötet worden waren! „Mindestens die Hälfte von allen Vögeln der beiden Albatrosarten", berichtete Bryan über dieses Gemetzel an die Regierung, „waren in grausamer Weise vernichtet. Auf weiten Strecken der Insel, die 10 Jahre vorher dicht mit Albatrossen bevölkert waren, blieb auch nicht ein einziger Vogel, während Haufen der erschlagenen als stumme Zeugen herumlagen für die traurige Niedermachung dieser schönen, harmlosen und ohne Zweifel nützlichen Bewohner der hohen See." Wie gewaltig die Zahl der Vögel ist, die alljährlich allein für die englischen Damen geopfert werden, beweist die Tatsache, daß in dem Jahre April 1911 bis April 1912 in London allein an Reiherfedern 19636 Unzen angeboten und 11907 Unzen verkauft wurden. Da man auf eine Unze 6 Vögel rechnen muß, so ergibt dies allein die Ermordung von mehr als 114000 Vögeln. Aber dies ist nicht genug, denn mit dem Muttervogel stirbt zugleich sehr häufig die junge Brut, so daß ein Zoll noch mehrere andere nach sich zieht. In Amerika hat der langjährige, mit leidenschaftlichem Eifer geführte Kampf gegen den Vogelmord zu dem Einfuhr- und Ausfuhrverbot von Federn wilder Vögel zu Schmuckzwecken geführt. Die Anhänger der Bewegung erstreben nun das gleiche für England.

Türkische Mädchen als Telephonistinnen.

In diesen Tagen wird in Konstantinopel feierlich das von der „Anglo-Französischen Telephongesellschaft" errichtete Fernsprechamt eingeweiht. Vor drei Jahren erlangten die französischen und englischen Unternehmer die Konzession für den Telephondienst in Konstantinopel; jetzt ist die Einrichtung vollendet, rund 4200 Abonnenten können benutzt, drei Hauptämter — Pera, Stambul und Kadiköi — sowie elf kleinere Nebenämter sind betriebsfertig und 4600 Teilnehmer haben sich bereits gemeldet. Zum ersten Male werden türkische Mädchen als Telephonistinnen tätig sein; noch niemals wurden bisher Frauen oder Mädchen im Dienste der Post oder der Verkehrsanstalten angestellt. Es sind in erster Linie junge Griechinnen, Armenierinnen und Jüdinnen, die angestellt wurden, aber auch sieben reine Türkinnen haben sich um die Stellungen beworben und wurden angenommen. Während der Dienststunden werden die türkischen Telephonistinnen ihr Haar verschleiert tragen. Die Regierung hat die Anstellung von Frauen im Telephondienst von Anfang an gebilligt und mit Sympathie verfolgt.

Eine kaltblütige Frau.

Ein in diesen Tagen aus Ceylon zurückgekehrter Engländer erzählt in einem Londoner Blatte ein Abenteuer, das als ein seltenes Beispiel erstaunlicher Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart einer jungen Frau wiedergegeben wird. Es war bei einem Diner in Trincomalee, „das Diner war vorüber, wir saßen im Salon, als ich plötzlich sah, wie der Blick der liebenswürdigen Dame des Hauses, einer ungewöhnlich anmutigen und lebhaften jungen Frau, starr wurde; sie rief dem an der Tür stehenden eingeborenen Diener zu, eine Schale mit Milch zu holen und auf das Fell zu setzen, auf dem ihre Füße ruhten. Obgleich der Befehl so ruhig und gelassen gegeben war wie ein gewöhnlicher Auftrag, ahnte ich sofort, daß sich eine Schlange im Raume befinden mußte. Da eine hastige Bewegung den Tod bedeuten konnte, saßen wir regungslos wie Bildsäulen, bloß aber glitten unsere Blicke durch alle Winkel des Raumes. Allein nichts war zu sehen. Die Milch wurde gebracht, vorsichtig auf das Fell gesetzt, ein paar Sekunden, die uns endlos dünkten, verstrichen, und dann — endlich! — erschien die Schlange. Wir sahen mit Entsetzen, wie sich von dem Fußzeichen der jungen Dame des Hauses eine große Kobra loslöste und auf die Milchschale zuglitt. Sie wurde natürlich sofort erschlagen. Wie viele Frauen aber mag es geben, die unter solchen Umständen die Kaltblütigkeit und die Willenskraft haben, ruhig zu bleiben und sich nicht zu bewegen? Erst als die Schlange tot am Boden lag, gab die Nervenspannung unserer Wirtin nach, und sie sank in Ohnmacht."

Die Entdeckung der Möbel.

Der Mensch der Steinzeit kannte noch keine Möbel; er schlief in seiner Höhle oder Hütte auf einem Bündel Stroh oder auf ein paar Häuten; er kauerte sich auf der nackten Erde nieder und bedurfte keiner Schränke und Schubladen, da er noch keine Wertsachen aufzubewahren hatte. Die Entdeckung der Möbelformen, deren wir uns noch heute bedienen, gehört zu den kulturellen Großtaten der Aegypter, die als die ersten Schöpfer einer wirklichen Möbeltischlerei zu gelten haben. In seinem prächtigen, soeben in deutscher Uebersetzung bei B. G. Teubner erschienenen Buch „Die dekorative Kunst des Altertums" behandelt der bekannte dänische Archäologe Frederik Poulsen eingehend die künstlerische und technische Bedeutung dieser ersten Möbelkunst der Weltgeschichte. Bis in die Mitte des 4. Jahrtausend v. Chr. kann man die Möbeltischlerei zurückverfolgen. So hat man schon in den alten Königsgräbern aus der Zeit der ersten Dynastien, die in Abydos ausgegraben wurden, elfenbeinerne Tisch- und Stuhlbeine gefunden, die die Form von Ochsenfüßen hatten. Um die seinen Klauen zu schützen, waren sie mit großen Klötzen unterlegt, die aus demselben Stück ausgeschnitten sind. Solch geschnitzten Tierbeinen mit Schwanzunterlage begegnen wir durch mehrere Jahrtausende hin an den ägyptischen Möbeln; in der Wiedergabe der Vorder- und Hinterbeine an Stühlen und Tischen kommt ein kräftiger Realismus zum Ausdruck. Die sämtlichen bekannten Möbelformen sind von den Tischlern des Pharaonenlandes für die Kultur gleichsam erst entdeckt worden. Der Schemel, der Stuhl, das Bett, die Ruhebank und der Diwan, der runde und der eckige Tisch, der Schrank und die Kastenmöbel, wie Schrein und Kiste, erbieten hier ihre noch heute gültige Gestalt. Dabei war die Technik der Aegypter noch ziemlich primitiv. Sie kannten weder Hobel noch Drehbank, sondern polierten das zugehauene Brett mit Binsteim; wodurch es wohl glatt, aber nicht eben in der Fläche wurde. Alle Ornamente werden mit dem Messer ausgeschnitten oder mit dem Handbeile zurechtgehauen. Dadurch erhielt die Form der Möbel ihr charakteristisches Gepräge; sie haben etwas Steifes und Strenges; keine rund geschwungenen Linien heben ihre Flächen. Auch die Zusammensetzung der Möbel steht noch in ihren Anfängen. Niemals werden die Seiten der Truhen verzapft, sondern entweder durch Holznägel zusammengefügt oder mit einem aus Fischeingeweiden ausgekochten Leim zusammengeklebt. Die Möbel werden aus Rahmen und Füllungen aufgebaut; aber auch hier mußten Holznägel und Leisten genügen, um die Füllungen in den Rahmenstücken zu befestigen; Nuten wurden nur äußerst selten angewendet. Ueber die hohe Schönheit der Möbelkunst, die auch mit dieser einfachen Technik erreicht wurde, sind wir erst seit kurzem besser unterrichtet. Die vorzügliche Sammlung altägyptischer Möbel wurde nämlich 1905 bei der Tal-Bahari in der Nähe von Theben in dem prachtvollen Doppelgrab gefunden, das der Pharao Amenothes III. (1427—1392 vor Chr.) für seine alten Schwiegereltern Yuaa und Touin angelegt hatte. Hier entdeckte man zunächst drei Betten von besonderer Schönheit. Das ägyptische Bett oder Angarib ruht auf vier Beinen, die wie Tierbeine geschnitzt sind; hier waren die Stützen Vorder- und Hinterbeine eines Löwen; das Kopfende über den Vorderfüßen des Löwen ist höher; am Fußende ist ein Querbrett angebracht. Die Betten zeigten eine wundervolle Dekoration und eine sehr geschickte Furnierung, die man auch sonst an altägyptischen Möbeln findet; in der Regel wird dazu Ebenholz verwendet, das aus dünnen Rundhölzern mit winzigen Stiften aufgenagelt oder bei weniger kostbaren Stücken auch angeleimt ist. Die köstliche durchbrochene Schnitzarbeit an den Fußbrettern der Betten hatten die Toten den Funden dieses Grabes in einem schönen Lebensluft wieder, dessen Holz schwarz anzustrichen, dessen Klötze unter den Löwenfüßen versilbert sind. Auch ein mit Taubenfedern gestopftes Kissen fand sich auf diesem breiten Lehnsessel noch unversehrt. Sehr viel einfacher sind die drei Holzsärge, die auf vier Stollen ruhen, oben von einer Hohlkehle abgeschlossen werden und mit gewölbten Deckeln versehen sind. Sie weisen ein reiches Farbenspiel auf, indem verschiedenes Holz mit seinen eingelegten Elfenbein-, Ebenholz- und blauen ägyptischen Fayencemustern in ausgezeichneter Mosaiktechnik abwechselt. Ein ehrwürdiges Meisterstück der Wagenbaukunst ist der 2½ Meter lange und 1 Meter hohe reichverzierte hölzerne Wagen, der dem alten Ehepaar ins Grab mitgegeben war. An ihm imponiert besonders das Wagenrad, das zu fünf Sechsteln aus einem Stück gearbeitet besteht. Die Herstellung eines Radkranz aus einem Stück Holz zu biegen, ist nämlich sehr jung; sie ist zum ersten Male im Jahre 1810 von einem deutschen Wagenbauer Melchior Find in Voralberg vollbracht worden. Immerhin war der ägyptische Wagenbau bei Jahrtausende vorher schon so weit, daß er den größten Teil des Radkranzes aus einem Stück herstellte, indem er das Holz erhitzte und bog. Die übrigen Kulturvölker des Altertums, zunächst die Phönizier und Assyrer, haben dann ihre Möbelkunst von den Aegyptern gelernt und übernommen.

Lustige Ecke.

Ein schönes Fest. „Sie haben ja heute abend eine große Gesellschaft geladen. Wohl ein Familienfest?" — „Nein, es ist meiner Frau. Sie feiert die zwölfte Wiederkehr ihres 30. Geburtstages."

Ein Opfer des Berufs. Arzt: „Aber Sie haben ja die Schlafkrankheit, lieber Mann! Wo in aller Welt können Sie sich denn die zugezogen haben?" Patient: „Ich bin in den Bureaus des Ministeriums tätig, Herr Doktor."

Das Hilfsmittel des Friseurs. „Hören Sie auf!" sagt der Kunde im Friseurladen zu dem ihn bedienenden Gehilfen, „warum erzählen Sie mir nur so fürchterliche Geschichten von Gespenstern und Räubern?!" — „Ich entschuldigen Sie, mein Herr," antwortet der Gehilfe, „aber wenn ich solche Geschichten erzähle, so stehen den Kunden die Haare zu Berge, und dann schneidet's sich leichter."

Der beste Tänzer. „Nein, es ist wirklich unmöglich, gnädiges Fräulein, ich tanze niemals . . ., Ich bin ein wahrer Bär." „Das ist heute keine Entschuldigung mehr, mein Herr — ganz im Gegenteil!"

Deshalb. Polier: „Hören Sie mal, Sie könnten sich auch 'n bißchen mehr anstrengen." Maurer: „Immer mit die Ruhe . . . Rom is ooch nich an einem Tage erbaut worden." Polier: „Kann sein, Aber bei dem Bau war ich auch nicht Polier!"

Ein gutes Geschäft. Junge (in der Kneipe): „Sie möchten mir einen Liter Schnaps zu zwölf und 8 Sous herausgeben, Vater wird Ihnen den Franc am Sonnabend abend bringen."

Eine Erfparnis. „Die arme Bertha, nun hat sie eben, vor acht Tagen, ihren Onkel verloren und jetzt stirbt ihr die Tante!" „Na, schließlich ist das gar nicht so dumm — da braucht sie doch nur einmal für die beiden zu trauern."

Der Küchenfee Klage. „Ach, diese dreijährige Dienstzeit ist doch zu langweilig! Da wird mir nichts anderes übrig bleiben, als meinen Bräutigam weniger oft zu wechseln."

Verdoppelung der Kavallerie. Die Gegner der dreijährigen Dienstzeit sollen zur Verdoppelung der Kavallerie folgenden Vorschlag gemacht haben: „Jeder Reiter soll noch einen Infanteristen hinten aufsetzen lassen, so wird die Wirkung der Kavallerie verdoppelt sein."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 9.
„Die Welt ist ein Spiegel, aus dem jedem sein eigenes Gesicht entgegenblicket".

Wieder haben wir soviele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Prämie I:
Schillers Gedichte, eleg. geb.
entfiel auf **Hildegard Flinzer, hier.**

Prämie II:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke
entfiel auf **Otto Lärm, Diemitz.**

Ergänzungsrätsel.

Du —, O —, — sen, — se,
— t, Ka — t, Sch —.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach anstelle der Striche gesetzt, die obigen Worttteile zu bekannten Hauptwörtern ergänzen. Diese Hauptwörter bedeuten in anderer Reihenfolge: Haustier. Metall. Teil des Fußes. Bindemittel. Schüler, deutscher Fluß. irländische Stadt.

Prämie: Der gute Ton
von Dr. Franz Albrecht, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Selbstmatt von W. A. Shinkman.

Weiß.
Selbstmatt in 2 Zügen.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 8.
Dreizüger von Baron F. Wardener.

1. Tf5—h5	1. Lb4 n. g3
2. Dh1—g2+	2. Kf1 n. g2
3. Se2—e3 matt.	

Auf 1. . . . Lb4—g5 folgt 2. Th5—h2 usw.; auf 1. . . . dd—d5 2. Th5—e5 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Knoll, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 10 — Halle a. S., Sonntag, den 8. März — 1914

Wer gute Menschen liebt, kann wenigstens nicht ganz verdorben sein.
Lessing.

Harm Peters Brautfahrt.

Hans Friedrich Blunck.

Harm Peters stapfte mit schweren Schritten durch den Tanzsaal, sprach Anna Holm an, hakte sie ein und wartete auf die Musik. Er redete laut und prahlend, tat vertraulich, als kenne er sie schon lange und blickte dabei doch heimlich zu Tine Mewes hinüber, wartete, daß die ihn mit der andern sähe.

Dann als der Walzer begann, faßte er Anna Holm derb und schwerfällig um und fing an zu tanzen.

Der Saal um ihn begann sich rasch und rascher zu drehen. Harm Peters fühlte, daß er nicht ganz sicher ging, daß sein Kopf schwer war von den vielen Getränken, aber er wollte weiter tanzen, wollte Tine Mewes schon zeigen, was es heißt, einen Seeschiffer abzuweisen, bloß wegen der dummen Geschichte mit Jan Fehren, oder wegen des bißchen Singerei vorhin.

Und dann überhaupt Tine Mewes!

Er sah zu Anna Holm hinunter, die mit heißem Kopf tanzte, steif in den Saal sah und mitunter lustig zu ihm auflachte. Die war eigentlich auch ganz fix und sah gut aus, wenn sie auch bloß 'ne Kätnerstochter von Holm war. Harm Peters begann zu lachen. Was sagten die Leute von ihr? Na, denen wollte er's schon zeigen, was er dachte, das machte ihm gerade Spaß. Tine Mewes sollte schon sehen, was er für einer werden konnte, wenn sie ihm den Abschied gab.

Er drängte Anna Holm fest an sich, so daß Jan Fehren grinste, als er bei ihm vorbeitanzte. Dann sah er zu Tine Mewes hinüber. Die saß an ihrem Tisch und lachte laut mit den Freundinnen, so laut, daß er es hören konnte. Er wunderte sich, wollte einen Augenblick ärgerlich sein, nickte dann aber zufrieden vor sich hin. War wohl gut für beide Teile, wenn sie auseinander gingen!

Harm Peters schüttelte unruhig den Kopf. Ein paar Bilder gingen ihm durch den Sinn, die er sich heimlich gemalt hatte, wenn er einsam auf See fuhr. Da war Tine Mewes Fischerfrau und wartete vor seinem Haus, wenn er von der Fahrt kam, wartete auf ihn genau so wie die Frauen der andern.

Der Fischer wollte die dummen Gedanken verscheuchen, sprach laut mit Anna Holm und wußte doch wieder zu der andern aufsehen. Die Mädchen lachten laut und sahen zu ihm hinüber. Tine Mewes saß daneben, hatte den Mund verkniffen und die Brauen zusammengezogen.

Harm Peters fühlte, wie ihm das Blut siedend heiß in die Schläfen stieg. Die hatte wohl über ihn geredet, das fehlte noch: Er ranzte dicht heran und nickte den anderen Mädchen zu. Dann hob er plötzlich Anna Holm hoch und wirbelte sie dreimal rings um sich, daß sie kreischte und schrie und der ganze Saal zu lachen begann.

Tine Mewes war aufgesprungen und stand ihm gegenüber, als wollte sie ihm etwas zuschreien. Harm Peters sah ihr eine Weile unsicher ins Auge, dann drehte er sich verlegen um und stolperte an seinen Platz.

Es war stiller geworden im Saal. Er hatte plötzlich keine Freude mehr an Anna Holm. Die lief verlassen umher und ging dann nach Haus, als keiner mit ihr tanzte. Harm Peters aber setzte sich trotzig mit Jan Fehren zusammen, ließ sich noch einmal die Geschichte aus Hamburg erzählen und lachte unbändig laut dazu. Dann schlug er auf den Tisch, bestellte protzig und trank rasch aus dem heißen Glas.

Tine Mewes kam vorbei. Als er sah, daß sie aus dem Saal ging, wurde er wieder unsicher. Sie tat ihm auf einmal leid, so wie sie vor ihm gestanden hatte. Er stand schwerfällig auf, lief ihr nach und wußte selbst nicht warum.

Der Herbstwind jagte über den Deich und warf sich mit schweren Schlägen auf die niedrigen Dächer, daß die föhnten und ächzten vor seiner Last. Mitunter fuhr eine Regenbö in zornen Schwaden durch die Nacht, rauschte in den Eschen am Wege und jagte die letzten Herbstblätter, daß sie in braunen Schauern niederrieselten.

Harms Peters stolperte ernüchtert neben Tine Mewes her. Der Wind fuhr ihm kalt um Schläfen und Stirn, bis seine Gedanken klarer wurden. Er begriff langsam, was er getan hatte, und es tat ihm leid, aufrichtig leid.

„War ja bloß Spaß, Tine", stotterte er, „kannst doch Spaß verstehen, was?"

Aber die lief schweigend weiter und sah starr vor sich auf den Weg.

„Geh' ja morgen auf Fahrt, Tine — nun sei man nicht bös!"

Er versuchte sie festzuhalten; aber das Mädchen riß sich los und lief nur um so schneller, als fürchtete sie sich vor ihm.

Harm Peters hielt Schritt und wollte von etwas anderem sprechen.

„Dein Bruder sagte, ihr habt Ladung nach Holland, und wollt bald los . . . Ist doch besser, 'n

Gedenktage der Woche.

8. März 1152 Friedrich Rotbarts Kaiserkrönung. 1897 ✝ Bismarcks, Dichter, ✝ 1906 Sieg der Japaner über die Russen bei Mukden.

9. März 1451 Amerigo Vespucci *
1888 Kaiser Wilhelm I. †

10. März 1776 Königin Luise von Preußen *
1813 Stiftung des Eisernen Kreuzes.

11. März 1544 Torquato Tasso, Dichter, *

12. März 1607 Paul Gerhardt, geistl. Liederdichter, *

13. März 1781 Herschel entdeckt den Uranus.
1881 Alexander II. von Rußland ermordet.

14. März 1803 Klopstock †
1820 Viktor Emanuel *

Fischerfrau zu sein, Tine, dann kannst immer an Land bleiben . . . Sagt dein Bruder auch!"

Das Mädchen blieb plötzlich stehen und ballte die Hände.

„Mein Bruder — ob du — wär' der dazewesen heut — dann hätt'st was erleben können, du — du!"

Sie schlug die Hände vor's Antlitz und schrie laut auf:

„Die Schande — die Schande!"

Tine Mewes schluchzte, als sollte sie vergehen. Harm Peters stand dabei und wußte nicht, was er tun sollte.

„Mußt nicht bös sein, Tine, liebe Tine!"

Er hatte noch nie so gesprochen, nie so weich und zaghaft gebettelt, aber das Mädchen stieß ihn hart vor die Brust, daß er taumelte, weinte laut auf und lief in die Nacht hinein.

Harm Peters sah ihr noch eine Weile sinnlos nach und wußte nicht, was er beginnen sollte. Dann tappte er langsam den Weg zurück und ihm war, als hätte er etwas ganz Seltsames verloren, etwas, das man nur einmal findet, das nur einmal kommt, irgendwo her, vom Wasser, vom Himmel oder mit dem Wind vom Strom . . .

Nach drei Tagen stach Klaus Mewes' Hollandfahrer in See. Harm Peters hatte auf besser Wetter warten müssen, lag noch am Deich und sah lange zu, wie der andere den Hafen verließ. War ein altes Schiff, die Tjalk, und wenn es schlecht Wetter gab, mußten alle Hände mithelfen an Bord, auch Tine Mewes. Aber daran dachte Harm Peters nicht. Der stand mit verbissenen Lippen am Besan, hatte etwas ganz anderes im Sinn und wehrte sich verzweifelt gegen die Trostlosigkeit, die ihn gepackt hatte. Dann als das braune Segel der Tjalk mit der Ebbe langsam in den steigenden Nebel sank, wandte er sich plötzlich wrickte an Land und holte Bestmann und Junge an Bord. Die wollten zwar noch nicht und meinten, es sei Unrecht, bei solchem Wetter auszusahren, aber Harm Peters drängte, wollte von nichts wissen und schlug den Jungen, als er ihm nicht rasch genug zugriff.

Eine seltsame Unrast hatte ihn erfaßt. Ihm war, als könnte er nicht leben mit den Freunden zusammen, als triebe ihn eine Verlassenheit, eine Furcht, die er nicht bändigen konnte, weit hinaus in die graue Nordsee.

Und so fischte Harm Peters zwölf Tage lang, fuhr einmal in die Weser ein, als das Wetter gar zu schlecht war, verkaufte und ging doch bald wieder hinaus, bis der Knecht sagte, der Fischer solle sich einen andern suchen, um die paar Groschen wolle er sich nicht totschinden.

Am Abend des zwölften Tages drehte der Wind nach Nordwest und der Sturm, der sich eben gelegt hatte, begann noch einmal ein gewaltiges Lied über der Nordsee zu singen, daß die aufsanzte und in wildem Bogen gischtete und schäumte. Um Mitternacht wurde er tiefer, hohler, daß es klang, als singe er sich in Schluchten und wollte wütend aufsteigende Berge zerreißen. Als der Morgen über die See kam, wurde es mählich still, als wüßte der Sturm, wie viele auf dem Grund lagen und als fürchtete er sich vor den Flüchen und Gebeten der anderen daheim, die nun warten mußten.

Harm Peters sah die Dämmerung langsam über die Dimmung kommen. Er stand am Ruder, hatte die andern in die Koje geschickt, als der Sturm nachgelassen und wartete nun in wunderlicher Ruhe auf den Tag.

Es war stiller geworden im ihm. Der Sturm da draußen hatte seinen Sinn erfüllt, zwölf Stunden lang und er war müde und nachgiebig vor den allmächtigen Gewalten, die über das Meer gefahren waren, rings um ihn.

Mit halb schlafendem Sinn horchte er in die Dämmerung hinaus, horchte über die schwer rollende See und ihm war, als käme eine seltsame Weise aus dem Meer. Das war wie derstender Orgelklang, zwischen dem kleine zerrissene Schreie aufklangen aus dem grünen leuchtenden Wasser, wie verhallende Rufe aus Todesnot. Harm Peters wickt vor sich hin. Mancher war gebliben in dieser Nacht. Ob die wohl um ihn warten und durch die Dämmerung schrien oder mit dem Wind?

Der Schiffer fuhr steil auf, mit weiten, erschreckten Augen. Irgendwoher hatte Tine Mewes gerufen mit ihrer weichen, singenden Stimme, irgendwoher aus der Dämmerung oder mit dem Wind, oder aus den segelnden Wolken. Er schüttelte sich und lachte, wurde wacher und blickte steifer vorwärts. Aber es waren nur die Wogen, die endlos heranrückten, aufbrausend unter dem Ewer entlang fuhren und dorn verklangen. Des Schiffers Augen waren wieder müde und trüb wie bei einem Schlaftrunkenen.

Da fuhr er noch einmal jäh in die Höhe. Sein Blick war angstvoll geöffnet, ein Zittern lief durch seinen Körper, wie er es selbst gefühlt hatte. Er hatte noch einmal deutlich Tine Mewes gehört. Aber die rief ihn nicht, die schrie so laut wie damals am Abend. —

„Harm Peters, — Harm Peters!"

Eine wunderliche Angst und Reue überkam den Fischer. Er wurde ängstlich, berechnete, wo ihr Ewer sein möchte, und plötzlich fiel ihm ein, daß sie wohl auf der Rückfahrt wäre. Er wollte weiter nachdenken, aber der Schlaf kam über ihn mit seltsamer Starre und Müdigkeit. Mitunter riß er die Augen weit auf und stierte voraus, als suchte er da draußen jemand. Dann kamen wieder die brechenden Wogen, sangen ihr Lied, und alles ringsum schien einönig zu rauschen und zu klingen, als freute es sich des Friedens, der mählich über das Meer kam.

Harm Peters wurde plötzlich unruhig. Fernab, wenn die Seen seinen Kutter hoch auf ihren Rücken nahmen, war ein Schiff zu sehen, ein Ewer mit gebrochenem Großmast und halbem Besan. Er spähte scharf unter der hochgereckten Hand hindurch, warf das Holz herum und hielt auf das Wrack.

Als er nahe herangekommen war, konnte er zwei, drei Menschen darauf unterscheiden, band das Ruder, denn die Dimung war fast schon immer noch mit schwerer Last gegen die Planken, rannte hinab und rief die beiden schlafenden Leute an Bord zu kommen.

Auf dem Besanmast des Wracks hatten die Schiffbrüchigen einen Segelfehen als Notflagge gehißt. Als die beiden Leute schlaftrunken und suchend herauskamen, gab Harm Peters dem Jungen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140308027/fragment/page=0001

das Ruder, sprang mit dem Bestmann ins Boot und versuchte sich zum Wrack durchzuarbeiten.

Eine seltsame Unruhe packte den Schiffer, als er näher kam. Ihm fiel ein, wie er Tine Mewes' Stimme über das Wasser gehört hatte, und er schrie dem Bestmann zu und warf sich selbst in die Ruder, daß sie bersten wollten. Dann, als er näher kam, sah er, daß es Klaus Mewes' Ewer war, der vor ihm trieb, und am Besan sah er zwei Männer, die ihm winkten, mitten aus dem überströmenden Schwall, der mit jeder Woge übers Deck des tieflegenden Ewers strömte. Aber Tine Mewes konnte er nicht finden.

Da packte Harm Peters eine furchtbare Angst und eine Verzweiflung um sein Mädchen. Ihm war, als kämpfte er um irgendetwas, das sie ihm entreißen wollten, gegen irgendeine unsichtbare Gewalt in dem Brausen rings um ihn. Ungestüm drängte er zum Wrack.

Den Streit beim Tanz hatte er längst vergessen. Die Not, die ihn umdrängte, gab keinen Raum für den Alltag und ließ nur die tiefen, trotzigen Empfindungen aufbrausen. Und die trieben ihn zu Tine Mewes, schwerer noch, als wäre es sein eigenes Leben, um das er kämpfte.

Er kam nur allmählich an das Schiff heran. Das Taugewirr und die treibenden Masten, die unbarmherzig gegen den Leib des Ewers schlugen, trieben ihn wieder und wieder zurück. Dann gelang es ihm, eine Leine zu den Schiffbrüchigen hinüberzuwerfen. Langsam zog er sich näher und sprang an Bord. Da sah er Tine Mewes ohnmächtig am Besan liegen, von Vater und Bruder geholten.

Die Männer schrien ihm zu und wollten keine Zeit verlieren. Aber Harm Peters hob das Mädchen jäh hoch und strich ihr ängstlich über Stirn und Schläfen, mitten in den Seen.

„Dest mit ropen, Tine?“

Der alte Schiffer drängte ihn und wollte ins Boot hinüber. Harm Peters starrte ihn an wie ein Trunkener, dann begriff er, daß es die Erschöpfung war, die Tine Mewes ohnmächtig hatte werden lassen, und laut schrie er den anderen zu durch das Brausen der Dünung.

„Se hett mi ropen, se hett mi ropen!“

Er drückte den Leib Tine Mewes' fest an sich und schwang sich mit einem einzigen Satz hinüber ins Boot, daß die anderen Not und Mühe hatten, zu folgen.

Und während Bestmann und Schiffer die Ruder ergriffen, hielt er das Helmholz fest in der Linken, trug mit der Rechten Tine Mewes und beugte sich zärtlich über sie vor allen anderen.

„Dest mi ja ropen, Tine!“

Die rote Mine.

Erzählung von Martin Proskauer.

„Sagen Sie mal, Doktor, wenn Sie nun die ganze Kriegszeit überdenken, was war eigentlich das merkwürdigste Erlebnis?“ fragte einer der Herren, die rund um den Kamin in den tiefen Ledersesseln lagen.

Der englische Arzt, der am Waffenrock als Leiter eines großen Feldhospitals teilgenommen hatte, lächelte überlegend:

„Das ist ganz gescheit gefragt“, sagte er langsam, „es ist sogar eine Frage, die ich mir selber manchmal gestellt habe. Aber dieses Erlebnis, das ich für das bedeutsamste halte, hat eigentlich nichts mehr mit dem eigentlichen Krieg zu tun. Es war nämlich, als wir die rote Mine trafen!“

„Ach, eine Weibergeschichte“, sagte einer der Herren gähnend und griff nach der Zigarettenschachtel.

Der Doktor lachte:

„Sie irren sich, es hat mit Weibern nicht mehr zu tun als mit Männern, es verwirrt die beiden landläufigen Begriffe höchstens ein bißchen, wenigstens in ärztlicher Beziehung!“

„Neben Sie nicht so geheimnisvoll, Doktor, was oder wo ist die bewußte Mine?“ —

„Sie schwamm im Aegäischen Meere!“ —

„Was machte sie?“ fragten die Herren erstaunt.

„Nun, ich sehe schon“, sagte der Arzt, „ich muß von Anfang an erzählen. Also es war auf einem kleinen Passagierdampfer, irgendeine italienische Linie, die ihre ihnumtigen Paketboote da unten laufen läßt. Der erste Weltkrieg war vorbei, und ich wollte von Saloniki nach Smyrna herüber, wo ich ein Militärlazarett einrichten sollte. Den Befehl hatte ich vom Ministerium bekommen, wie ich hinkam, war meine und Allahs Sache. Man hat Allah überhaupt in diesem Kriege ein bißchen viel bemüht. Na, das gehört nicht hierher. Auf dem Dampfer waren noch ein paar Passagiere, in der zweiten Klasse türkische Heilgehilfen, griechische Kaufleute, levantinische Gauner und ähnliche Ehrenmänner. In der ersten, also mit mir zusammen, ein russischer Offizier, der irgendetwas Diplomatisches in Saloniki auszurichten hatte, ein italienisches Ehepaar, sehr fette und lärmende Leutchen, die nach Kleinasien zum Feigeneinkauf wollten, und zwei amerikanische Zeitungsreporter. Und dann war noch ein englisches Ehepaar da, jung, sehr gut angezogen, ohne erkennbaren Beruf, das anscheinend, irgendeiner neuen Mode folgend, dort unten schlachtenbummeln wollte.

Während nun unser Dampferchen ziemlich langsam dahinruderte — die vielen kleinen Inseln und Riffe machten ein elendes Fahrwasser — da wurden wir alle natürlich näher miteinander bekannt. Eines Mittags saßen wir friedlich bei Tisch und schimpften einträchtig über das Essen, da gab es einen Ruck, und das Schiff ging plötzlich mit halber Kraft. Gleich darauf kam der Kapitän und sagte, wir wären hier bei Kap Drepano, und da sollten Minen herumschwimmen.

„Wo kommen hier Minen her?“ fragte ich unglaubig. Der Kapitän lachte:

„Die Türken haben doch im Anfang des Krieges den Hafen mit versenkten Minen gesperrt. Diese Dinger sollen sich von Rechts wegen selbsttätig unschädlich machen, wenn sie vom Anker losreißen und abschwimmen.

Der Stubenhocker.

Von Charlotte Malten-Halle.*)

„Ei, guten Morgen, lieber Freund!
Was tust du hier zu Haus?
Komm, laß uns durch die Felder geh'n!
Du siehst so grämlich aus. —

Dann wirft du spüren, daß der Lenz
Schon durch die Lande zieht,
Daß überall, schier über Nacht,
Die Veilchen aufgeblüht! —

Du meinst, es weht ein böser Wind?
I, nun, so laß ihn weh'n.
Man muß, wie allem Ungemach,
Ihm frisch entgegengeh'n. —

Du sagst: die Wege wären naß? —
Hieh' derbe Stiefel an — —
Stülp' auf den Kopf 'nen alten Hut,
Auf den es regnen kann! —

Du fürchtest deiner Holden Spott,
Wenn sie dich so erblickt? —
Ich ließ' ein Mädel geh'n, weiß Gott —
Das nur mein Kleid entzückt!

„Im Frühjahr geht der Schmutzen um“ —
So sagt dein Doktorbuch? —
Hör', dafür gibt's ein Instrument,
Genannt: das Taschentuch! —

Und Sommersprossen hast du leicht,
Wenn dich die Sonne sticht? —
Dann allerdings — leb' wohl, mein Freund!
Nein, dann — geh' lieber nicht!!“ —

*) Verfasserin der Gedichtsammlung „Fata morgana“.

Aber wie ich die türkische Wirtschaft kenne, sind bloß die unschädlich, die noch fest in der Hafeneinfahrt liegen, die Ausreißer sind alle gefährlich!‘

„Ist das so gefährlich?“ fragte die Engländerin.

„Es genügt“, sagte der Kapitän, „so'n Ding hat etwa einen Zentner Schießwolle im Leibe. Und damit kann das größte Kriegsschiff in die Luft fliegen!‘

„Wie arbeitet denn so eine Mine, kann man sich da nicht schützen?“

„Nein“, sagte der Kapitän, „die Madonna und alle Heiligen können uns schützen, wir nicht. Es ist wie ein großer eiserner Topf und schwimmt im Wasser. Oben darauf sind ein paar säuregefüllte Glasrohre in Bleikappen. Wenn ein Schiff daraufstößt, biegt sich das weiche Blei um; die Glasrohre zerbrechen, die Säure läuft aus und — bum, die Explosion ist fertig!“ —

Er schlug ein Kreuz, machte ein ernstes Gesicht und ging wieder an Deck.

Wir waren alle ein bißchen verstört, denn wer begegnet schließlich gern einem Faß mit Schießwolle, ohne sich wehren zu können? Aber da war nichts zu wollen. Wir fuhren langsam weiter, und als es draußen auf der See dämmerte, ohne daß etwas passiert war, hatten wir alle, aus einer ungeheueren Nervenabspannung heraus, das Gefühl, als wäre die gefährliche Strecke nun hinter uns. —

Plötzlich machte das Schiff einen förmlichen Sprung, die Schiffsschraube rollte und kollerte als ob sie sich in lauter Pflastersteinen drehte, und die Maschine stand still. Gleich darauf stürzten wir, wie das kraftlos gewordene Schiff in den Wellen zu schaukeln anfing.

Wir sahen uns alle verblüfft und nichts begreifend an, dann blitzte in allen Gehirnen nur ein Gedanke auf — ein Satz, ein Sprung — zur Tür — auf Deck! —

Oben gab es einen merkwürdigen Anblick. Die Levantiner, die sonst um diese Zeit zappelig und schreiend auf dem Deck herumzuwackeln, standen starr und steif, die gelben festen Gesichter alle nach einem Punkt, wie von einem Magneten gezogen — die Matrosen standen am Backbordgeländer und starrten ins Wasser; da vorn stand der Kapitän und fierte auch hinunter! Keiner sprach, keiner von uns fragte, wir verstanden alle, was los war!

Dort, gerade in dem blinkenden Streifen, den die Sonne übers Wasser warf, vielleicht hundert Meter nach vorn, tanzte eine Kugel in den Wellen, oder eine Tonne, den rotgestrichenen Bauch nach oben, und daraus ragten vier lange gebogene Rohre wie Fühlhörner dicht nebeneinander. Und dieses rote Ding hüpfte mit den Wellen, hopsa, immer lustig — zwei Wellenstöße hin, einer zurück — schwamm im Wasser — auf uns zu! —

Unser Schiff machte keine Fahrt mehr; warum es keinen Gegendampf gab, weiß ich nicht, vielleicht hätte es gar nichts genutzt oder der Kapitän hatte das Kommando vergessen. Und die Mine da vorn, wir alle mußten, daß es eine war — bliebe immer näher, immer lustiger; es sah aus, als ob ein Teufel mit seinem roten Bauch durchs Wasser lachte. —

Wir sahen uns in die Augen — blaß und still. Wohl jedem fiel ein, was der Kapitän von dem Zentner Sprengstoff erzählt hatte, und die rote Mine war schon mindestens um zehn Meter näher gekommen!

Der erste, der sprach, war der russische Offizier. Nein, er sprach nicht, er schrie, er schäumte. Ich verstehe bis heute nicht, wie er, ohne jede Steigerung, in einen solchen Wutparoxysmus geraten konnte. Er kreischte, daß ihm das Wasser aus den Mundwinkeln lief, russisch, türkisch, französisch durcheinander, verfluchte den Kapitän und bat ihn um Rettung, schrie zur Mutter Gottes von Moskau, riß ein Heiligenbild aus dem Waffenrock und warf es über Bord. Gleich darauf fiel die Italienerin um. Wo sie stand, sank sie in die Knie und begann zu beten, laut und feierlich. Ohne sich zu unterbrechen, griff sie mit einer Hand nach ihrem Ehemann und zog ihn neben sich. Er war aber wie sinnlos und starrte noch im Liegen durch das Geländer auf die rote Mine im Wasser.

Ich muß gestehen, daß mir im ersten Moment ein recht unbehagliches Gefühl durch die Glieder flog. Aber ich faßte mich schnell. Ich war erst kürzlich im Feuer der bulgarischen Artillerie gewesen und darf wohl sagen, daß mich die berufliche Beschäftigung mit dem Tode ein bißchen abgestumpft hatte. Und wenn es nun statt einer Granate oder Kugel eine türkische Mine sein sollte — nun, Allahs Wille geschehe! —

Das alles war in Sekunden gedacht, ein Blick auf die Mine da draußen — noch zehn Meter näher — dann sah ich mich um. Das Beten der Frau hatte die italienischen Matrosen und die Levantiner aufgeweckt; sie waren alle niedergekniet, und ihre Gebete an alle Heiligen klangen jammervoll und doch rührend durcheinander.

Dicht hinter mir stand der Engländer mit seiner Frau. Schlank und fest standen sie da; sie sah nach der Mine, drehte dann ihr feines ovales Gesicht ihrem Manne zu und fragte mit ruhiger klarer Stimme:

„Sag, Billy, das ist eine Mine?“

„Ja“, sagte er heiser.

„Es ist also jetzt ernst?“ fragte sie wieder, und ich hörte ihre Stimme hell und klar sich über das Beten der andern erheben.

„Sehr ernst“, sagte er, „wenn sie an das Schiff stößt . . .“ — Die Engländerin sah sich um. Ihr Blick streifte mich, aber sie schien mich nicht zu sehen, sie suchte nach Worten.

„Billy“, sagte sie wieder, „wenn es wirklich aus ist . . es ist ein bißchen schnell . . . aber man weiß nicht . . . ich will dir danken für alle deine Liebe und Güte . . . wir sind unendlich glücklich gewesen . . .!“ —

Der Mann nahm ihre Hände in seine Hand. Ich sah ihn und hörte zu; ich weiß, es war taktlos, aber in solchen Momenten geht der übliche Begriff von Takt und Benehmen ein bißchen verloren.

„Es ist so kurz“, stöhnte der Mann, „nicht sterben, Edith, nicht sterben, noch nicht . . .“

Sie legte mit einer unsagbar weichen Bewegung ihren Arm um ihn und flüsterte in sein Ohr, während sein Kopf ganz tief sank.

Die beiden Amerikaner benahmen sich sehr gut. Der eine, Higgins hieß er, zuckte die Achseln und machte ein gleichgültiges Gesicht; er wußte wohl selbst nicht, daß es in seiner Blässe zur Grimasse wurde. Der andere spuckte heftig über Bord, als wollte er der roten Tonne seine Mißachtung ausdrücken, dann griff er in die Tasche, zog ein Bündel Notizen aus der Tasche und sagte zu mir und Higgins:

„Schade, diese Depeschen hätten mir tausend Dollars gebracht!“

„Halts Maul!“ knurrte Higgins, „die Leute hier beten, und ich denke an meine Mutter. Es ist aus mit Dollarmachen!“ —

Die rote Mine war noch näher herangetanzt. Deutlich sah man den zerfressenen Anstrich von Rostschutzfarbe, an der Schwimmkugel waren die Nähte mit Gummi und oben die vier kurzen Röhren, wie gestielte Augen nach Beute ausschauend! — — —

Die Sonne warf ihren breiten Glanz über das Wasser; ein weicher, warmer Wind wehte über das Deck, aber mir schien er eiskalt und bis auf die Knochen dringend.

Die Italiener beteten noch, die Engländerin stand da — das blonde Haar glänzte im Licht wie tausend Fäden aus Kupfer — sah mit ruhigem Gesicht ins Wasser und stützte ihren Mann, der sich sichtlich bemühte, die schlotternde Angst zu beherrschen. Die beiden amerikanischen Journalisten reichten sich die Hände und sahen sich stumm in die Augen, der Kapitän preßte beide Hände an den Kopf, und ich stand da, von tausend Gefühlen durchschüttelt, fühlte die verstörte Mine dort sich nähern, spürte die Angst, die ich bezwingen wollte, und saß gleichzeitig die ganze tolle Szene um mich herum mit kühlem, fast wissenschaftlichem Interesse. Das ganze hatte vielleicht, seit wir an Deck gerannt waren, drei Minuten gedauert. Aber es hatte genügt, um von uns allen abzuhülsen, was falsch war. Es hatte von unsern Seelen Erziehung und Einbildung abgestreift wie Lumpen, und wir standen wie nackt vor einander da. Die Engländerin sah sich um, und ich merkte, sie empfand wie ich. Sie beugte sich zu ihrem Mann und wollte ihm etwas sagen, da stieß er sie plötzlich unerwartet zurück, sprang wie irrsinnig auf und schrie:

„Du, du bist schuld! Du wolltest hierher fahren! Du bist schuld, wenn wir sterben . . . ich wollte nicht . . . nun soll ich sterben . . . ich will nicht . . . Du hast mich hierher gelockt!“

Die Frau war zurückgetreten, blaß und mit entsetzten Augen, in denen erst jetzt etwas wie Todesangst aufsprang. Sie wäre gefallen, wenn ich sie nicht rasch gehalten hätte.

Mit schrecklichem Ausdruck sah sie auf ihren Mann, als sprache ein Wahnsinniger. Er schrie weiter, rasend und unbeherrscht, bis ihm die Stimme versagte. Er ballte die Hände, als ob er sich auf seine Frau stürzen wollte. Es war das klinische Bild eines totalen Nervenzusammenbruchs, vielleicht noch suggestiv durch den Anfall des Russen vorhin beeinflußt.

Die beiden Amerikaner, die starr vor Entsetzen zugesehen hatten, sprangen dazwischen — da schrie der Kapitän auf, gellend, unverständlich, und stieß mit beiden Händen nach vorn — hinaus auf das Wasser zeigend. Wir hörten den Schrei, sahen dorthin — da schwamm die rote Mine — nicht mehr näher, sie war wieder weiter fort! Sie tanzte klein und unscheinbar — vielleicht zweihundert Meter vom Schiff, längsseits an uns vorüber. Irgendeine scharfe Strömung, ein unsichtbares Riff hatte ihren Kurs abgelenkt — sie bedeutete die Entfernung bei — wurde kleiner — und war dann im Reflex des Sonnenlichts hinter uns verschwunden! — — —

Der Kapitän ließ die Arme sinken, ging an das Sprachrohr, und gleich darauf hörten wir, fühlten wir, wie das Schiff zitterte und bald mit eigener Kraft weiterfuhr.

Das Rollen der Maschine weckte die betenden Italiener. Sie sahen sich um, rieben sich die Augen, und als sie verhanden hatten, daß die Gefahr vorüber war, fingen sie wieder ein ausgiebiges Dankgebet an. Den Russen mußten wir in seine Kajüte schleppen. Er war vollkommen zusammengebrochen und bekam von mir eine Spritze Morphium, die ihn gleich zum Schlafen brachte. Ich selbst war durch diese berufliche Funktion den Bann des unangenehmen Erlebnisses ziemlich rasch los geworden. Die Amerikaner kamen mit ruhigen Gesichtern unter Deck und fingen gleich zu schreiben an, die Kerle hatten eine fabelhafte Kaltblütigkeit, das muß ich sagen — und auch der Engländer erholte sich rasch und ging aufrecht, aber ziemlich blaß, seine Frau am Arm, an mir vorüber.

Zwei Stunden später kam er in meine Kabine und bat mich, ich möchte doch zu seiner Frau kommen. Ich ging in ihre Kajüte, da lag die Engländerin mit abgewandtem Gesicht auf ihrem Bett. Ihr Mann beugte sich zu ihr, aber sie wandte sich mit einer zuckenden Bewegung der Schultern ab; wenn ich recht sah, stieß sie sogar mit der Hand nach ihm. Er flüsterte mir zu:

„Ich weiß nicht, was sie hat. Sie weint, seit wir unten sind. Es scheint doch für ihre Nerven zu viel gewesen zu sein!“

Und doch kam ein Brief von ihm. Wie gerne hätte sie ihn gelesen, aber ihr Stolz hatte gesiegt. Sie nahm ihn nicht an. In sterblichen Lettern war auf der Rückseite des Umschlages Markus Name gedruckt, so fand der Brief zu seinem Absender zurück.

Wenig später wurde er zum Dirigenten des Hoforchesters in der Residenz ernannt, und sie hatte ihn nie wiedergesehen. Um zu vergessen, gab sie ihr bisheriges müßiges Leben auf, wurde Lehrerin und nach einigen Jahren Leiterin der Schule, an deren Spitze sie heute noch stand.

Markus Weimar, hatte in verhältnismäßig späten Jahren noch angefangen zu komponieren und mit seinen Opern glänzende Erfolge gehabt. Sein Name war in aller Mund, seine Melodien auf aller Lippen. Aus ängstlicher Furcht vor der bitteren Reue, die in ihrem Innern war, verschloß sie sich allem, was von ihm sprechen und sagen wollte; das eine nur wußte sie, daß auch er einsam geblieben war.

Wie auch sie. Lange schon waren ihre Eltern tot und sie allein. Allein mit ihrer Arbeit, die ihr über alles hinweghelfen müsse und es so leidlich auch getan hatte. Aber was nützte es, daß man Tür und Tor vor dem verschloß, was unvertreibbar schon im Innern war. Sie hatte sich ganz ihrem Berufe hingegeben, aber — sie hätte besseres zu tun gehabt, Einst — vor vielen Jahren.

* * *

Wieder nahm sie den Brief, der vor ihr lag, zur Hand. Er war von einem Notar aus der Residenz. Im Nachlasse des vor kurzem verstorbenen Komponisten Markus Weimar hatte er beiliegenden Brief gefunden, den er ihr gemäß dem Wunsche des Verewigten zu übersenden die Ehre habe. Auf dem Umschlag hatte Markus Weimar mit seinen kräftigen Zügen die Worte geschrieben: Nach meinem Tode an Fräulein Irene Karolo, Leiterin der höheren Töchterschule in N, (also war sie

sie soß vor dem zierlichen Mahagonischreibtisch in ihrem eleganten Arbeitszimmer der städtischen höheren Töchterschule, deren Lehrerin sie war. Die Zeit der üblichen Sprechstunden war noch nicht herangekommen und daher eine somntägliche Stille in dem großen Gebäude.

Sinnend saß Irene und las wiederholt die wenigen Worte eines Briefes, den die Post ihr gebracht. Wie im Kino blitzschnell die Bilder aufleuchten, hatte der Brief ihr das Bild ihrer Jugend wieder gezeigt, das Bild ihrer sonnigsten Tage, überstrahlt von einem freundlichen Sterne. Dem einen Bilde folgten viele andere, und bald lag jene Zeit in scharfen Umrissen hell und klar vor ihr, als ob nicht ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen wäre. Sie sah die Wege, die sie damals froh und sorglos und — stolz und hart gegangen war und die sie in die Einsamkeit geführt hatten . . . .

* * *

Als Tochter des berühmten Künstlers hatte sie in der großen Heimatstadt im Mittelpunkt der Gesellschaft gestanden. Von dem Glanze des Ruhmes ihres Vaters waren ihre Jugendtage überstrahlt. Die Tage des Lenzes, die so schnell gegangen waren, daß sie es erst gewahr wurde, als sie einsam im Hochsommer stand, als die Reue sich regte und an ihrem Herzen nagte, im Laufe der Jahre den harten Ring des Stolzes sprengte und eine Wunde entstand, die die Zeit nicht mehr heilte. In der Fülle der Arbeiten ihres Berufes hatte sie diese innere Stimme wohl überhören, aber nie zum Schweigen bringen können.

Von der ersten Stunde an, da sie von ihren Eltern in die Gesellschaft eingeführt wurde, war sie heiß umworben worden. Lange war ihr Herz am harmlosen Tändeln nicht beteiligt, bis sie Markus Weimar, den jungen Konzertmeister, kennen lernte. Dem ruhigen, stolzen Manne galt bald ihr Sinnen und Trachten, jeder der heißen Schläge ihres Herzens. Die Liebe zu Markus Weimar hatte von ihm Besitz genommen und jede Faser gehörte dem Manne, der ihr so vornehm ehrerbietig genaht und so zart und liebevoll um sie geworben hatte.

Als die Welt voll Nebel lag und der Sturmwind Regenschauer durch die Straßen peitschte, hatten sie und Markus sich gefunden. So köstlich, gleich einem wunderschönen Traume waren jene Tage gegangen, daß sie sich oft fragte, ob sie von Dauer sein könnten. Sie waren es nicht. Die kurzen Tage eines kurzen Jahres waren nur ein Traum gewesen, der wie alle Träume bald in nichts zerfloß . . . .

Die Schwägerin einer Freundin, die von ihrer Verlobung mit Markus nichts wußte, letzteren aber kannte, schrieb aus einer Provinzstadt, daß sie den gefeierten Markus Weimar neulich mit einer Dame am Bahnhof des kleinen Nestes gesehen hätte. Der Abschied, denn die Dame habe Weimar begleitet, müsse ihr sehr schwer geworden sein, denn der Konzertmeister hätte tröstend auf die Weinende eingredet und sie dann geküßt. Noch etwas hatte in dem Briefe gestanden, den ihr die Freundin zum Lesen gab, etwas, was ihr alle Besinnung geraubt und ihren Stolz aufs tiefste verletzt hatte. Ohne weiter zu überlegen, unter dem Eindrucke dieser Mitteilung, schrieb sie empört an Markus, daß sie sein Geheimnis von M. kenne und daß fürderhin keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen bestehen könne. Er möge müßige Versuche, ihren selben Entschluß zu ändern, unterlassen. Den schmalen Reif mit den Daalen, den er ihr in seliger Stunde geschenkt, sandte sie ihm zurück.

Und doch kam ein Brief von ihm. Wie gerne hätte sie ihn gelesen, aber ihr Stolz hatte gesiegt. Sie nahm ihn nicht an. In zierlichen Lettern war auf der Rückseite des Umschlages Markus Name gedruckt, so fand der Brief zu seinem Absender zurück.

Wenig später wurde er zum Dirigenten des Hoforchesters in der Residenz ernannt, und sie hatte ihn nie wiedergesehen. Um zu vergessen, gab sie ihr bisheriges müßiges Leben auf, wurde Lehrerin und nach einigen Jahren Leiterin der Schule, an deren Spitze sie heute noch stand.

Markus Weimar, hatte in verhältnismäßig späten Jahren noch angefangen zu komponieren und mit seinen Opern glänzende Erfolge gehabt. Sein Name war in aller Mund, seine Melodien auf aller Lippen. Aus ängstlicher Furcht vor der bitteren Reue, die in ihrem Innern war, verschloß sie sich allem, was von ihm sprechen und sagen wollte; das eine nur wußte sie, daß auch er einsam geblieben war.

Wie auch sie. Lange schon waren ihre Eltern tot und sie allein. Allein mit ihrer Arbeit, die ihr über alles hinwegheln müsse und es so leidlich auch getan hatte. Aber was nützte es, daß man Tür und Tor vor dem verschloß, was unvertreibbar schon im Innern war. Sie hatte sich ganz ihrem Berufe hingegeben, aber — sie hätte besseres zu tun gehabt, Einst — vor vielen Jahren.

* * *

Wieder nahm sie den Brief, der vor ihr lag, zur Hand. Er war von einem Notar aus der Residenz. Im Nachlasse des vor kurzem verstorbenen Komponisten Markus Weimar hatte er beiliegenden Brief gefunden, den er ihr gemäß dem Wunsche des Verewigten zu übersenden die Ehre habe. Auf dem Umschlag hatte Markus Weimar mit seinen kräftigen Zügen die Worte geschrieben: Nach meinem Tode an Fräulein Irene Karolo, Leiterin der höheren Töchterschule in N, (also war sie nicht ganz aus seinem Leben verschwunden) für den Fall, daß sie mich überlebt, zu senden.

Rasch öffnete Irene den Brief, ein zweiter fiel ihr daraus entgegen. Sofort hatte sie ihn erkannt. Jenen Brief, den sie einst nicht angenommen hatte. Noch war er ungeöffnet, ganz in dem Zustande von damals. Mit unbeholfener, steifer Schrift war auf der Rückseite der Bermerk: Unmahme verweigert, während vorne mit Rotstift das Wort geschrieben stand: Zurück. Keine Silbe hatte Markus Weimar hinzugefügt.

Irene überkam eine plötzliche Schwäche und ihre Hand zitterte heftig, als sie nach dem Brieföffner griff. Und dann — — las sie den Brief, den sie vor fünfundzwanzig Jahren nicht gelesen hatte, weil ihr Stolz es nicht erlaubt und sie eine Rechtfertigung nicht für möglich gehalten hatte. Den Brief, der eine düstere an ihrem Liebeshimmel aufsteigende Wolke zu verscheuchen vermocht hätte, und der heute zur furchtbaren Anklage für ein zertrümmertes Lebensglück wurde. Die inhaltsschweren Worte lauteten.

„Geliebte Irene! Du hast mir heute harte, böse Worte geschrieben. Der Schein ist gegen mich, und ich darf Dir nicht zürnen, obwohl es mir sehr, sehr weh getan hat, daß Deine Liebe zu mir Dir nicht mehr Vertrauen gab, daß Du mich ungehört verdammtest und so grausame Worte fandest.

Ich weiß nicht von wem Du die Kenntnis hattest, die Dich zum Bruche zwang, das eine weiß ich aber, daß es dem Betreffenden in der kleinen Stadt M. leicht zu erfahren gewesen wäre, wer jene Dame war, die mich zur Bahn geleitete.

Ich schulde Dir eine Erklärung, die ich Dir freilich nach unserer Vermählung freiwillig gegeben hätte. Ich habe Dir bis heute nie von meiner Familie gesprochen. Nun muß ich es tun. Meine Schwester und ich verlebten eine unfrohe, mutterlose Jugend. Wir schlossen uns daher enger aneinander, als es wohl Geschwister zu tun pflegen. In späten Jahren heiratete mein Vater noch einmal, starb aber bald darauf. Um jene Zeit mußte ich in die Welt hinaus und überließ mein Schwesterchen dem Schutze der Stiefmutter. Sie hat sie schlecht gehütet. Ein Elender, wie ich später erfuhr: von der Stiefmutter sehr bevorzugt, wußte sich die kleine meiner Schwester und ihr schrankenloses Vertrauen zu erwerben. Als sie ihm dann alles gegeben hatte, was sie geben konnte, war er ihrer Liebe überdrüssig und verließ sie. Als ich heimkam, war es spät und meine Schwester der Verzweiflung nahe. Ich wollte ihr nahe sein und brachte sie zu lieben mir ergebenen Leuten nach M., wo wir sie oft besuchte.

An jenem Tage, an dem man mich mit ihr am Bahnhofe sah, stand ihre schwere Stunde unmittelbar bevor, und sie war von schlimmen Ahnungen erfüllt, die ich ihr kaum auszureden vermochte. Nach unserer Vermählung wollte ich Dir erst davon berichten und Dich zu Elsa führen, in der Hoffnung, daß auch Du sie lieben lerntest, so daß sie wenigstens ein Teil ihres alten Frohsinns wieder zurückgewänne . . .“

* * *

Der Brief flatterte zu Boden. Aus Irene Karolas Gesicht war alle Farbe gewichen. Ein dunkler Nebel legte sich vor ihre Augen. Die grausame Anklage: „Vor fünfundzwanzig Jahren hättest Du diese Zeilen lesen und nicht ungehört verdammen sollen, nun ist es zu spät und Markus tot“, steigerte ihre Aufregung fast zum Wahnsinn.

In fassungslosem Schluchzen bebte und zitterte ihr Körper, als sie, in einer Stunde um viele Jahre gealtert, das Gesicht in den Händen barg . . .

Aus der Welt der Frau.

Vogelmord und Mode.

In England wird der Krieg gegen die von den Damen so geliebten Reiherfedern, die fast stets zugleich einem Vogel das Leben gekostet haben, augenblicklich mit besonder Heftigkeit geführt. Eine „Verbesserung des Federgesetzes“, die von der Regierung eingebracht ist, soll noch in diesem Monat vor dem Parlament verhandelt werden, und bedeutet schon die Freunde des Tierschutzes als Hoffnung in Bewegung, um den Frauen die Grausamkeiten vor Augen zu führen, die ihre Eitelkeit hervorruft. In Pearsons Magazine veröffentlicht einer der bekanntesten englischen Vorkämpfer des Vogelschutzes, H. Hesketh Prichard, einen packenden Aufsatz, der so manches neue über die entsetzlichen Schlächtereien der Vogeljäger beibringt. Daß die Federn zum großen Teil von der Mauserung der Tiere stammen, ist nach der Angabe des Verfassers ein Märchen, das wohl wedelndigen Kundinnen von ihren Putzmacherinnen eingeredet wird. Die wirklich guten Federn müssen direkt vom Körper des lebenden Tieres kommen. Während der Mauserzeit sind die Federn unansehnlich und von geringem Wert, und höchstens 1 Prozent aller nach England gelangenden Federn ist durch die Mauserung gewonnen. Erschreckend ist die Roheit und Hast, mit der die edlen Vögel, die durch ihren prächtigen Schmuck die Gier der Menschen erwecken, ausgerottet werden. Dafür führt Prichard ein Beispiel an, das für unzählige andere typisch ist. Weit und fern im nördlichen Stillen Ozean liegt eine wilde verlassene Insel namens Laysan, die die verborgene Brutstätte zahlreicher Seevogelarten war, besonders

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140308027/fragment/page=0002